Editorial

Hubert Eichmann · Meinrad Ziegler

Im Zusammenhang mit der empirischen Forschung zu aktuellen Transformationen von Arbeits- und Lebenswelten haben sich in den letzten 20 Jahren vor allem zwei Interpretationsfolien etabliert, die bei der Analyse entsprechender Daten immer wieder zur Anwendung kommen: Der soziale Wandel wird *erstens* als De-Standardisierung vormals vermeintlich stabiler Verhältnisse gedeutet. Die Erosion von Normal(erwerbs)biografien bleibt nicht auf bestimmte Sphären beschränkt, etwa deshalb, weil soziale Bindungen erodieren oder Raum-Zeit-Einheiten aufgesprengt werden. In unterschiedlichsten Varianten werden deshalb Prozesse der *Individualisierung und Pluralisierung von Lebenswelten* sowie einer *Subjektivierung und Entgrenzung von Arbeitswelten* diagnostiziert. *Zweitens* erscheinen die davon betroffenen Individuen in einschlägigen Diskursen – vielfach mehr implizit als explizit – pauschal als bloße Opfer dieser Transformationen. Mehr oder weniger passiv erleben sie den stummen Zwang der Verhältnisse, nehmen widerwillig Prozesse der Anpassung auf, in denen sie ihre Bedürfnisse zurückzustellen haben, um am Ende darin verstrickt zu sein, ein richtiges Leben unter falschen Bedingungen zu konstruieren. Vergleichsweise selten finden sich differenzierte Untersuchungen darüber, wie Subjekte auf diese Veränderungen tatsächlich reagieren; wie sich Motive der Übereinstimmung zu jenen der Nicht-Übereinstimmung verhalten; welche Rationalitäten, aber auch Gefühle bei der Entwicklung von Handlungsstrategien mit einfließen; welche Handlungslogiken dazu führen, keine Grenzziehungen gegenüber Anforderungen vorzunehmen; und im Rahmen welcher Konstellationen eigensinnig abgrenzend oder ausweichend gehandelt wird.

Das ist knapp umrissen der Zusammenhang, aus dem heraus dieses Themenheft der ÖZS mit einem entsprechend formulierten *call for paper* organisiert wurde. Es sollte einerseits der aktuelle Individualisierungs- und Subjektivierungsdiskurs aufgegriffen, andererseits insofern darüber hinaus gegangen werden, als der vorrangige Blick gerade

© Springer Fachmedien Wiesbaden 2012

Dr. H. Eichmann (✉)
Forschungs- und Beratungsstelle Arbeitswelt,
Aspernbrückengasse 4/5, 1020 Wien, Österreich
E-Mail: eichmann@forba.at

a. Univ.-Prof. Dr. M. Ziegler
Institut für Soziologie, Johannes Kepler Universität Linz, Linz, Österreich
E-Mail: meinrad.ziegler@jku.at

nicht auf die strukturellen Ausprägungen verschiedener Entgrenzungsphänomene, sondern vielmehr auf die Heterogenität und Konflikthaftigkeit des subjektiven Umgangs mit diesen Phänomenen zu richten war.

Über die grundlegende Bedeutung des Konzepts der *Subjektivierung* herrscht weitgehend Übereinstimmung. Seit einigen Jahren wird mit dieser Kategorie ein Wandel in den betrieblichen Beziehungen zwischen Beschäftigten und Unternehmen thematisiert. Im Rahmen neuer Arbeits- und Organisationsformen werden verstärkt die subjektiven Potentiale der Arbeitskraft wie Selbst-Organisation oder Selbst-Ökonomisierung mobilisiert. Offen bleibt in der Diskussion einerseits die Frage, unter welchem Gesichtspunkt diese Entwicklung theoretisch einzuordnen ist, inwieweit es sich dabei um eine neue Logik der Rationalisierung und Intensivierung der Arbeit handelt, die von außen an die Beschäftigten herangetragen wird, und inwieweit dieser Prozess auch als veränderte Form jeweils individueller oder gruppenspezifischer Arbeitsorientierung zu analysieren ist. Weiterer Klärungen und Differenzierungen bedarf es andererseits auch im Hinblick auf die Frage nach der Reichweite von Prozessen der Subjektivierung, das heißt, in welchen Bereichen der Wirtschaft sie von Bedeutung sind und welche Gruppen von Beschäftigten davon erfasst werden oder sich von derartigen Imperativen tatsächlich leiten lassen.

Formen des Umgangs mit als schwierig erlebten Lebenssituationen werden vielfach unter der Kategorie der Bewältigung verhandelt. *Bewältigung* fassen wir dabei theoretisch weit gespannt und disziplinübergreifend auf. Dass diese analytische Kategorie gegenwärtig in human- und gesellschaftswissenschaftlichen Diskursen so breite Verwendung findet, dürfte im Zusammenhang mit der aktuellen gesellschaftlichen Krisenwahrnehmung stehen. In der Soziologie findet sich diese Kategorie vor allem dort, wo es um die Analyse von Handlungen in Situationen mit strukturell gegebener Offenheit und Ungewissheit geht. Die Pädagogik verknüpft Bewältigung mit Prozessen des Lernens und fokussiert in diesem Rahmen auf das Konzept der Kompetenz. In der Psychologie kommt ergänzend zu bewährten Konzepten des *coping* in den entsprechenden Diskursen neuerdings dem Begriff Resilienz ein hoher Stellenwert zu. Die Kategorie der Bewältigung setzt an den Subjekten und den individuellen Handlungsstrategien an, bedeutet aber nicht, dass Subjektivität sich in sozial isolierten und kulturell regel- und strukturlosen Räumen entfalten kann. *Bewältigung* wird aus unterschiedlichen Perspektiven und im Rahmen von kulturellen, individuellen wie kollektiven, psychosozialen bzw. psychodynamischen Facetten diskutiert: Mit welchen Anforderungen und Problemlagen sind heutige individuelle oder kollektive Akteure konfrontiert, wie werden diese Anforderungen reflexiv oder habituell verarbeitet, welche Lebenskonstruktionen entstehen daraus, und in welche Formen von Sozialität sind diese Konzepte eingebunden?

Wir freuen uns, in diesem Heft eine Reihe von interessanten und anregenden Zugängen zum Themenfeld *Individualisierung, Subjektivierung und Bewältigung* zur Diskussion stellen zu können. Außerdem freut es uns, dass auf unseren Aufruf, der nicht ganz überraschend an VertreterInnen der Soziologie adressiert war, auch Beiträge aus benachbarten Disziplinen eingelangt sind. Die in das Heft aufgenommenen produktiven Grenzüberschreitungen soziologischer Diskurse stammen von der Kultur- und Sozialanthropologin Gertraud Seiser, vom Erziehungswissenschaftler Thomas Höhne sowie vom Psychoanalytiker und Psychiater Rainer Gross.

Die Gliederung des Themenheftes ist so angeordnet, dass auf drei Beiträge mit empirischen Schwerpunkten drei überwiegend konzeptionell angelegte Texte folgen. Diese Anordnung fördert den Dialog zwischen theoretischen und empirischen Zugängen zu unserer Fragestellung. Die konzeptionellen Beiträge werden damit stärker an soziale Realitäten gebunden. Unter der (idealtypischen) Voraussetzung, dass das Heft von vorne nach hinten gelesen wird, zeigt sich, wie sich die diskutierten theoretischen Konzepte im Lichte unterschiedlicher Datenlagen bewähren und welche neuen Fragestellungen sich unter ihrem Eindruck an die empirischen Beiträgen richten lassen. Ausgangspunkt des Beitrages *Subjektivierung der Biographie. Lebensorientierungen und Anspruchshaltungen* von Stefanie Hürtgen und Stephan Voswinkel ist die Kritik mechanistischer Konzepte des Subjekts im Zusammenhang mit Analysen des Strukturwandels im Bereich der Arbeitsverhältnisse. Entsprechende Argumentationen arbeiten vielfach mit der impliziten Annahme, sich verändernde Anforderungen würden linear auf die Individuen einwirken und sie zu funktionalen Reaktionen veranlassen. Demgegenüber bewegt sich der vorliegende Beitrag im theoretischen Rahmen des Symbolischen Interaktionismus und analysiert Individuen als Akteure, die auf Basis ihrer Erfahrungen mit sozialer Wirklichkeit den Dingen eine Bedeutung zuschreiben und auf der Grundlage dieser Bedeutungen handeln. Erfahrungen mit Prozessen der De-Institutionalisierung des Normallebenslaufs mögen zwar dazu drängen, das eigene Leben stärker selbst zu definieren. *Wie* Subjekte das tun und *welche* Bedeutungen sie dabei entwickeln, ist jedoch nicht festgelegt, lässt unterschiedliche Handlungsweisen zu und kann letztlich nur empirisch beantwortet werden. In diesem Sinn verstehen Hürtgen und Voswinkel das Konzept der Lebensorientierungen als eine grundlegende Interpretationsleistung, die sich Menschen erarbeiten, um Struktur und Richtung in das eigene Handeln zu bringen. Lebensorientierungen beruhen auf der Überzeugung, mit eigenem Tun auf den Fluss des Lebens einwirken zu können. Sie stellen eine implizite Strategie dar, wie die Anforderungen des Lebens bewältigt werden können. Es geht dabei in keiner Weise um Allmachtsphantasien, sondern um praktische, alltagstaugliche Strategien, wie man sich als handlungsfähig erleben kann. Die empirische Basis des Beitrages besteht aus rund 40 biografischen Interviews mit weiblichen und männlichen *Normalarbeitsnehmern*, die in einem stabilen Beschäftigungsverhältnis stehen, eine mittlere Qualifizierungsstufe erreicht haben und sich in einem mittleren Alter befinden. Vier Typen von Lebensorientierungen werden exemplarisch aus dem biografischen Material entwickelt: *Aufstieg und Prestige*, *Balance im Wandel*, *Durchkommen im Leben* und *So wie es ist, soll es bleiben*. Damit sind die Möglichkeiten an Variation nicht erschöpft. Unterschiedliche strukturelle Bedingungen und Lebensstile können durchaus zur Herausbildung von anderen Orientierungstypen führen. Der Beitrag schließt mit selbstreflexiven und für das Weiterdenken anregenden Hinweisen auf die Reichweite des entwickelten Konzepts.

Sowohl vom Zugang als auch den empirischen Zielgruppen mit dem Text von Hürtgen und Voswinkel vergleichbar ist der Beitrag *Selbstsorge als forschungsleitende Perspektive einer Untersuchung bei Beschäftigten in Banken und Versicherungen* von Sabine Flick. Ihr geht es ebenfalls um die Formulierung einer Perspektive, die das Handeln der Akteure gegenüber einer Unterordnung unter gesellschaftliche Strukturen stärker in den Vordergrund rückt. Mit dem Konzept *Selbstsorge*, das zunächst konzeptionell vor dem Hintergrund sich wandelnder Arbeits- und betrieblicher Steuerungsformen entfaltet und

im Anschluss daran anhand von Beschäftigten in Banken und Versicherungen empirisch erprobt wird, möchte die Autorin diese Perspektive in der Arbeitssoziologie besser verankern. Auf Basis der Herleitung des Begriffs aus unterschiedlichen theoretischen Traditionen – von sozialphilosophischen Zugängen wie zum Beispiel bei Michel Foucault oder bei Rahel Jaeggi bis hin zu sozialpsychologischen Konzeptionen wie etwa *Selbstwirksamkeit* – und insbesondere unter Berücksichtigung von anerkennungstheoretisch und insofern *relational* gefassten Positionen umschreibt Flick in einem eigenen Konzeptvorschlag Selbstsorge als Praxis des Selbstumgangs der Subjekte gemäß eigener Kriterien. Idealtypisch wäre dann gelungene Selbstsorge zugleich praktische Bewältigung von Anforderungen als auch die Aneignung eines eigen-sinnigen Lebensvollzugs; und demgegenüber Handeln unter Bedingungen von Entfremdung die negative Referenzfolie. Welche Möglichkeiten für Selbstumgang angesichts struktureller Zwänge im Erwerbsprozess gegeben sind und welche Rolle dabei Anerkennungsverhältnisse in sozialen Beziehungen spielen, untersucht Flick mit qualitativer Methodik bei 15 Personen ohne Führungsfunktionen in Banken und Versicherungen. Ein Ergebnis der empirischen Beobachtungen bei diesem Sample von durchwegs leistungsorientierten Beschäftigten läuft darauf hinaus, zu veranschaulichen, dass gerade Wünsche nach Unabhängigkeit oder dem Erleben von eigener Leistung zu einer Verstärkung der Abhängigkeit von erfolgsbasierter Anerkennung im Beruf führen. Selbstsorge bei dieser Berufsgruppe sei weniger durch eigene oder eigensinnige Grenzziehungen als vielmehr durch Grenzverzicht fundiert. Dass damit in (vermutlich nicht nur) Banken und Versicherungen eine Tür für (Selbst-) Ausbeutung und Belastungen bis hin zu Burnout aufgestoßen wird, belegt inzwischen eine Vielzahl von Studien.

Arbeits- und industriesoziologisch geprägte Konzepte wie etwa Subjektivierung oder Entgrenzung von Arbeit sowie dahingehende Analysen bei *NormalarbeitnehmerInnen* oder bei Segmenten, die von dieser Norm infolge von De-Standardisierungsprozessen abweichen, geraten bei Berufsgruppen an Grenzen, die außerhalb arbeitnehmerorientierter Forschungstraditionen angesiedelt sind. Insofern thematisiert die Kultur- und Sozialanthropologin Gertraud Seiser in ihrem Beitrag *Kooperation in der Landwirtschaft kontextualisiert: Ethnografische Fallstudie von der Mühlviertler Alm* gänzlich anders gelagerte Konstellationen von Entgrenzung und zeigt dabei zugleich Formen der alltagspraktischen Bewältigung auf. Auf Basis einer ausgedehnten, mehrjährigen ethnografischen Feldforschung analysiert die Autorin Arbeits- und Lebensvollzüge in landwirtschaftlichen Kleinbetrieben im oberösterreichischen Mühlviertel. Unter anderem aufgrund einer Wirtschaftsstruktur mit Voll- und Nebenerwerbsbauern liegt ein Ausgangspunkt ihrer Untersuchungen bei der Frage, inwiefern auch in der modernisierten Landwirtschaft entweder von *peasants*, die eher einen Haushalt führen, oder demgegenüber von *farmers* gesprochen werden kann, die eher der Figur des Unternehmers zuzuordnen sind. Dieser – nicht abgeschlossene – Diskurs in der Kultur- und Sozialanthropologie ist etwa dort an soziologische Analysen anschlussfähig, wo danach gefragt wird, ob auch unter Bedingungen einer (angeblich) alles durchdringenden Vermarktlichung weiterhin Wirtschaftsformen existieren, die über mehrere Prinzipien organisiert sind als allein den marktvermittelten Tausch. Der empirische Fokus des Textes liegt bei heutigen Praktiken der Kooperation in der technisierten Landwirtschaft. Am Beispiel einer *Siliegemeinschaft* von mehreren Bauern mit einer komplexen Mikroökonomie aus nicht-monetärer Reziprozität und

Markttausch zeigt Seiser, dass gegenseitige Unterstützung ohne finanzielle Abgeltung von Leistungen weiterhin geläufig ist; und dies durchaus vor dem Hintergrund der jeweiligen Nutzenkalküle. Auf Basis derartiger Fallanalysen lässt sich einerseits die Bedeutung des *Bewältigungsmodus* Kooperation veranschaulichen. Vor allem aber kann damit – gegenüber Thesen einer umfassenden Monetarisierung – demonstriert werden, dass die Wirklichkeit der Arbeitswelt etwas vielschichtiger sein dürfte.

Thomas Höhne diskutiert unter dem Titel *Die Krise als Chance? Eine habitustheoretische Dekonstruktion des Bewältigungsbegriffs* jene theoretischen Ansätze, die die Kategorie der Bewältigung als Entwicklung von individuellen Ressourcen bestimmen und gesellschaftsdiagnostisch im Rahmen von Ulrich Becks Konzepten der Individualisierung und der Risikogesellschaft argumentieren: Komplementär zum Anwachsen von sozialen Risiken sei es erforderlich, dass das Subjekt über entsprechende Ressourcen verfüge, um handlungsfähig zu bleiben oder zu werden. Höhnes Text widmet sich vor allem einem theoretisch anspruchsvollen Ansatz von *Bewältigung*, der von Lothar Böhnisch, Karl Lenz und Wolfgang Schröer kommt und in der Publikation *Sozialisation und Bewältigung. Eine Einführung in die Sozialisationstheorie der zweiten Moderne* (2009) systematisch entwickelt ist. Im Hinblick auf die Frage nach der Herausbildung von subjektiven Ressourcen verknüpfen Böhnisch et al. Individualisierungs- und Habitus Theorie sowie tiefenpsychologische Modelle der Subjektentwicklung miteinander. Dabei wird Bourdieus Konzept des Habitus reformuliert. Nicht durch objektive Strukturen strukturierte Dispositionen bilden die Grundlage des Bewältigungsverhaltens, sondern innere Antriebe zur Selbstbehauptung, die aus kulturübergreifenden Emotionen wie Neugier, Furcht, Angst und Freude erwachsen. Der Habitus moduliere zwar die Formen der Bewältigung, die sich aus dem Zusammentreffen von äußeren Anforderungen und inneren Antrieben bilden, könne diese aber nicht dauerhaft prägen. In der Auseinandersetzung mit diesem Konzept von Bewältigung verweist Höhne einerseits auf ein wiederholte Missverständnis zum Begriff des Habitus, das sich auch bei Böhnisch et al. finde: Bourdieu habe diesen stets als offenes Dispositionssystem verstanden, das trotz seiner Strukturiertheit in der Lage sei, kontinuierlich im Zusammenhang mit neuen Erfahrungen variierende, kreative Praktiken hervorzubringen, demnach nicht als statisches Moment betrachtet werden könne. Andererseits arbeitet Höhne heraus, dass die kritisch in den Blick genommenen Ansätze von Bewältigung konzeptionell auf kognitive Kompetenzen und rationalistische Handlungsstrategien ausgerichtet sind und auch das Habituskonzept in diesem Sinn rezipieren, was ein weiteres Missverständnis darstelle. Im Zusammenhang von Habitus betone Bourdieu das Moment des verkörperten Wissens in Abgrenzung zum reflexiven oder diskursiven Wissen. Dennoch führe der Habitus keineswegs zu einem blinden Handeln. Er kenne die Regeln des jeweiligen Handlungsfeldes, ohne sie explizit zu wissen. Im Resümee thematisiert der Autor nochmals den größeren Rahmen, in dem sich der Beitrag argumentativ bewegt, die Frage nach der Veränderung von Subjektkonzeption und theoretischen Ansätzen zu Prozessen der Sozialisation seit den 1980er Jahren: Die Thesen von Modernisierung und Individualisierung hätten eine neue Form des dualistischen Denkens im Verhältnis von Subjekt und Gesellschaft gefördert. Zu beobachten sei eine deutlich rationalistische Aufladung des Subjektbegriffs, die treffend in der Metapher vom Individuum als „Planungsbüro“ (Ulrich Beck) zum Ausdruck kommt, zugleich scheint sich Gesellschaft auf eine Umweltvariable des Individuums zu reduzieren. Demgegen-

über erweise sich der Begriff des Habitus als Eckpunkt eines Konzeptes für *wahrscheinliches* Handeln, das sinnvoll ist, wenn man davon ausgeht, dass soziale Räume Grenzen für mögliches Handeln aufweisen und nicht jedem beliebigen Subjekt alle Möglichkeiten gleichermaßen offen stehen.

Daniel Dravenau und Lutz Eichler plädieren in *Subjektivierung, Distinktion, Narzissmus* für die Erweiterung von Diskursen zur Subjektivierung (von Arbeit) um eine *sozialstrukturelle* und eine *psychologische* Perspektive. Der Ausgangspunkt der Argumentation lautet, dass das dominierende Verständnis von Subjektivierung weiterhin darauf hinauslaufe, damit von außen an die Subjekte herangetragene Anforderungen zu thematisieren, vor allem in der Erwerbsarbeit, weshalb diese relativ pauschal – das heißt ungeachtet ihrer sozialen Position – in den Status von Opfern geraten würden. Diese konzeptionelle Selbstbeschränkung erachten die Autoren als unbefriedigend. Ihr Vorschlag zielt darauf ab, Subjektivierungsdiskurse zu öffnen und mit sozialstrukturell gefassten Distinktionstheorien einerseits bzw. mit Narzissmustheorien andererseits zu verknüpfen. In einem ersten Schritt skizzieren die Autoren zentrale Topoi des dominierenden Subjektideals der letzten Jahrzehnte, das in Form spezifischer *Anrufungen* in Expertendiskursen oder in der Populärkultur massive Verbreitung erfahren habe: Autonomie, Unternehmertum, Kreativität, Verantwortung. Danach wird unter Bezugnahme auf Bourdieus Theorie der Reproduktion von Klassenmilieus über symbolisches Kapital gezeigt, wie insbesondere Mittelschichtmilieus Topoi dieses Subjektideals im Rahmen von Distinktionskämpfen um kulturelle Hegemonie einsetzen, um sich von statusschwächeren Milieus abzusetzen oder auch um diese auszugrenzen. Im dritten Schritt argumentieren Dravenau und Eichler schließlich, dass den Individuen unter Bedingungen des flexiblen Kapitalismus geradezu nahegelegt werde, auf die von diesem produzierten Unsicherheiten mit narzisstischen Abwehrmechanismen zu antworten. Den Autoren zufolge sind narzisstisch gefärbte Bedürfnisse wie zum Beispiel Selbstverwirklichung über aktuelle Subjektivierungsdiskurse ausgesprochen gut ansprechbar und zugleich leicht auszubeuten. Zusammengefasst lassen sich die beiden Erweiterungsvorschläge von Konzeptionen zu Subjektivierung so lesen, dass vor allem gut- und hochqualifizierte Mittelschichtsmilieus bzw. Erwerbsgruppen, die bestimmten Anrufungen an das zeitgenössische Subjektideal wie Autonomie, Kreativität oder unternehmerisches Denken noch am ehesten zu entsprechen vermögen, dieses Ideal nicht zuletzt deshalb übernehmen bzw. propagieren, um einerseits weniger privilegierte Sozialmilieus über diskursive Techniken der Distinktion *abzuwerten* und andererseits deshalb, um sich in narzisstischer Manier Befriedigung durch *Selbstaufwertung* zu verschaffen.

Der letzte Beitrag des Heftes nimmt das breit verhandelte Phänomen *burnout* in den Blick, das in diesem Zusammenhang als Form einer gescheiterten Bewältigung von Interesse ist. Rainer Gross ist Psychoanalytiker und Psychiater. In dem Beitrag *Angst, Depression und die Verleugnung von Abhängigkeit* betont er die kulturellen und psychosozialen Kontexte von *burnout*. Ursprünglich, in den 1970er Jahren, als extreme Erschöpfung und Arbeitsstörung beschrieben, gilt *burnout* heute immer mehr als sozial anerkannte psychische Erkrankung. Der Autor interpretiert das Phänomen als eine Konsequenz einer komplexen Konstellation von sozialen und kulturellen Anforderungen, die mit dem aktuellen Wandel der Arbeitswelt einhergehen. Zum einen verweist er auf einen Wandel der psychosozialen Bedeutung von Organisationen und sozialen Institutionen in den aktuel-

len Prozessen der Transformation wirtschaftlicher Strukturen. In der Nachkriegsperiode galten Unternehmenskulturen vorbildlich und leitend, die Sicherheit, Stabilität und Zugehörigkeit vermittelten und auf dieser Basis gegenüber den Mitarbeitern Anerkennung im Austausch gegen Loyalität und Leistungsbereitschaft bieten konnten. Die neue neoliberale Unternehmenskultur praktiziert dagegen projektförmige, auf befristete Verträge angelegte Arbeitsverhältnisse, in denen Flexibilität, Leistung und innere Autonomie die erwünschten Tugenden darstellen. Solche Organisationen fördern auf der einen Seite ein Ideal der Einzigartigkeit und Selbstverwirklichung, das jedoch nur durch Mobilisierung individueller Ressourcen und permanenter Bemühungen um eine Optimierung der eigenen Leistungen erreichbar scheint. Vor diesem Hintergrund erscheinen Grenzziehungen im Hinblick auf Motivation und Leistungsbereitschaft kaum mehr denkbar, die allseitige – körperliche wie emotionale – Verfügbarkeit des Arbeitnehmers für den Betrieb wird zur normativen Erwartung. Anrufungen dieser Art können nicht nur im Arbeitsleben, sondern auch im privaten Bereich eine Wirksamkeit entfalten. Individuen konstruieren sich kontinuierlich als autonom und rational handlungsfähig. Asymmetrische Beziehungen, Abhängigkeiten gelten als unwürdig, negative Gefühle wie Ratlosigkeit, Wut, Traurigkeit sind tabuisiert. Insbesondere in den sozialen und Dienstleistungsberufen kommt die dominante Forderung hinzu, jederzeit authentisch freundlich und empathisch zu sein. Die Frage der Bewältigung solcher sozialen Konstellationen diskutiert der Autor im Zusammenhang mit dem psychoanalytischen Konzept der Abwehrmechanismen. Er verweist auf den bedeutsamen Unterschied zwischen lebensgeschichtlich früh und später ausgebildeten Mechanismen und zeigt deren Wirksamkeit in der Auseinandersetzung mit exemplarischen Konfliktsituationen. Erstere – bekannt sind aus dieser Gruppe vor allem die Mechanismen der Projektion und Spaltung – haben eher defensiven Charakter und führen in der Regel zu einer Entdifferenzierung in der Wahrnehmung sozialer Prozesse. Letztere gelten dagegen als *reife* Formen der Abwehr und sind mit Handlungsverzögerung, Selbstreflexion und der Sensibilisierung für innere Konflikte verbunden. Sie fördern Realitätssinn und tragen damit dazu bei, im Zusammenhang von individuellen wie sozialen Konfliktsituationen den Spielraum für denkbare Handlungsmöglichkeiten zu erweitern.